

# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 32.

1844.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Wortto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Des heimgegangenen Sängers Segensspur.

Novelle von Moriz Reichenbach.

Mein guter Rock, so Alles, Harm und Freude,  
Hast Du getreu, als Freund mit mir getheilt;  
Und wenn mein Geist, im ideo Lebensschwarme,  
Trog allem Kampf, am Ende doch erlag,  
Wie slog ich dann erlöst in Deine Arme  
Din zum Ersatz für den verlorenen Tag.

In meinen alten Ueberrock. Liedge.

### 1.

Der Morgen des ersten Pfingsttages war angebrochen und hüllte voll Liebe, Lust und Wonne die ganze Schöpfung in seinen feierlichen Glanz. Nur die Vögel jubelten laut in den duftigen Blüthenzweigen und der ernste Glockenton vom alten Kirchturme rief die Gläubigen zur Andacht herbei; sonst herrschte feierliche, sonntägliche Stille in dem freundlichen, romantisch gelegenen Städtchen Artenberg. Friederike war schon seit geraumer Zeit in ihrem Blumengärtchen eifrig beschäftigt gewesen, obgleich die sechste Morgenstunde noch nicht verstrichen war. In der Rosenlaube, an deren Zweigen schon unzählige Knospen unter dem saftigen, hellgrünen Blätter-schmucke neugierig hervorschauten, hatte sie ein Tischchen gedeckt mit der feinsten Serviette, welche ihr geringer Vorrath zur Auswahl darbot. Auf einfachem Präsentirteller hatte sie das Theegeschirr geordnet, welches keine Auswahl zugelassen; denn es war das einzige, welches ihre kleine Wirthschaft aufzuweisen hatte, unscheinbar, ohne Gold

und Malerei, aber auf das Sauberste blank polirt. Auf dem Tische stand ein kleiner Kuchen, seitwärts an der mit einem weichen Polster belegten Bank lehnte eine gestopfte Tabakspfeife, und Friederike war eben beschäftigt, die hellen Thautropfen von den Blumen zu schütteln, die sie sorgfältig ausgelesen und abgeschnitten hatte, um den Tisch damit zu schmücken und einen Kranz zu legen um den kleinen Kuchen. Denn sie feierte ja heute ein zweifaches Fest, weil es sich getroffen, daß des lieben, alten Vaters Geburtstag diesmal gerade auf den ersten Pfingsttag fiel. Der in Ruhestand versetzte Kanzleibeamte Herbst war vor mehreren Jahren nach Artenberg gezogen, theils weil er sich nach einem einsamen Plätzchen für seine letzten Ruhetage sehnte, hauptsächlich aber, weil seine kargliche Pension mit den theuern Lebensbedürfnissen der großen Residenz, wo er fünfunddreißig Jahre lang im Amte gestanden hatte, durchaus in kein harmonisches Verhältniß zu bringen war. Seinen Sohn Julius hatte er in jener Residenz zurückgelassen, damit er auf der dortigen berühmten Universität den theologischen Studien sich widme, wozu er besondere Vorliebe gezeigt. Schon seit geraumer Zeit hatte er keine freudigen Nachrichten mehr vom Sohne erhalten, doch baute er noch immer Hoffnungen auf den reichen Schatz von Herzengüte, den Julius sonst heilig bewahrt hatte, und hegte für ihn treu und redlich die zärtlichste Vaterliebe, die eifrig dem Gedanken Eingang wehrte, ihn als einen Verlorenen zu betrachten.

Seine Gattin, die er erst im vierzigsten Jahre heimgeführt, hatte ihm der Tod, viel zu früh für die glückliche Ehe, die er mit ihr geführt, wieder geraubt, und so war ihm nur eine einzige Stütze geblieben in seiner Tochter Friederike, die ihm aber auch die wärmsten Gefühle ihres Herzens ganz und innig weihete und früh und spät darnach strebte, ihn durch die sorgsamste Kindesliebe den Verlust der Gattin und des Sohnes weniger empfinden zu lassen. Sie hatten das kleine Häuschen, welches sie bewohnten, mit dem daran stoßenden Gärtchen gemiethet, lebten eingezogen, einfach und mit weiser Sparsamkeit, und so gelang es ihnen wirklich, mit der kargen Pension und mit dem, was Friederike durch weibliche Arbeiten und einige Unterrichtsstunden verdiente, ihre allerdings bescheidenen Bedürfnisse zu befriedigen. Wurde sie nicht durch einen bangen Gedanken an Julius verscheucht, so war die frohe Laune stets heimisch in dem kleinen Raume, über welchen sie gebieten konnten, und zeigten sie sich außerhalb desselben, so begegnete ihnen überall die Freundlichkeit und Achtung der guten Kleinstädter.

Heute hatte nun Friederike, wie es alljährlich an diesem Tage der Drang des Herzens ihr gebot, dem geliebten Vater ein kleines Fest bereitet. Alles war auf's Beste besorgt: der Frühstückstisch war geordnet, zum Mittagstisch ein Freund und eine Freundin eingeladen, in der Küche lagen Fische und Tauben schon bereit zum Sieden und Braten, und als eine höchst seltene Erscheinung paradierten im Schränkchen sogar zwei wohlversiegelte, langhalsige Flaschen, mit aufrichtigem Würzburger gefüllt. Nun gönnte sich die Festordnerin einige Augenblicke Ruhe. Doch blickte sie ängstlich bald nach der nahen Thurmuhr, bald mit ungeduldiger Erwartung nach der äußeren Thür der Hausflur, die nach der Straße führte und welche sie von der Laube aus bequem überschauen konnte. „Es würde mir meine ganze Freude verderben, wenn er nicht Wort hielte!“ flüsterte sie leise vor sich hin, und immer ängstlicher wurden die Schläge ihres Herzens; denn das eigentliche Angebinde für ihren guten Vater, ein kostbares Stück, war noch nicht in ihren Händen, und er konnte nun mit jeder Minute erwachen und aus seiner Kammer zu ihr herabkommen. — Da schlug es sechs Uhr, und mit dem letzten Schlage trat Herbst aus der Hausflur. Er schien die Tochter hinter den dichtbelaubten Rosenzweigen nicht zu bemerken; sein erster Blick fiel auf seine lieben Blumen, die, wie festlicher Weihrauch, ihm würzig entgegendufteten; sein

zweiter Blick richtete sich zum heitern, blauen Morgenhimmel empor. So stand er mehrere Minuten lang da, die Hände gefaltet, das ehrwürdige, tiefgefurchte, doch noch immer frische Antlitz hellbeleuchtet, die silbergrauen Locken von leisen Lüftchen bewegt, und die Lippen, um die ein Lächeln spielte, sprachen keine auswendig gelernte Gebetsformel aus, aber mit dem Blicke seiner Augen, der den leichten Thränenschleier durchbrach, stieg seine ganze Seele in stiller Andacht zu Gott empor. — Kaum hatte er aber sein Sammetkappchen wieder auf seinen Scheitel gedrückt, da hing auch Friederike schon an seinem Halse, und ihr überwältigendes Gefühl gestattete ihr nur in abgebrochenen Reden alle ihre herzlichsten Glückwünsche hervorzustammeln. Dann zog sie ihn mit sich fort in die Laube zum festlich gedeckten Tischchen, und beide saßen mehrere Minuten lang einander schweigend gegenüber. Aber ihre Hände hielten sie eng verschränkt, und ihre Augen spiegelten sich gegenseitig so treu und innig ab, daß ihre Blicke bis tief in das Innerste drangen und sie deutlich auch die leiseste Empfindung lasen Eins in der Seele des Andern. Friederike ließ zuerst die Blicke sinken, sie streiften an der ärmlichen Kleidung des Vaters herab, ein recht wehmüthiges Lächeln verbreitete sich dabei über ihr Antlitz, und ein ungeduldiger Seufzer flog dabei über ihre Lippen.

„Soll ich Deinen Seufzer deuten, mein Kind?“ sprach Herbst, welchem ihr wehmüthig musternder Blick nicht entgangen war. „Er galt meinem alten, aber doch einzigen Rocke, der seit einiger Zeit bei Dir in die entschiedenste Ungnade gefallen ist. Ich muß selbst bekennen: er ist recht unscheinbar geworden, das Alter hat ihn mürbe und schlotterig gemacht, und heute zum frohen Pfingstfeste gewährt er eben keine sonderlich zierliche und glänzende Erscheinung. Aber lieb ist er mir dennoch, der treue Gefährte seit langen Jahren, und nun kann ich ihn schon gar nicht mehr von mir lassen.“

Aber in demselben Augenblicke sprang Friederike auf und eilte zur Hausflur, auf welcher so eben der Schneiderlehrling erschien, mit einem mächtigen Paquete unter dem Arme. Sie riß die Umhüllung ab und mit einem funkelnagelneuen, dunkelbraunen Ueberrocke trat sie mit freudeglühendem Antlitz vor den erstaunten Vater hin. Der alte Herbst streckte unwillkürlich die bebende Hand darnach aus; seine Augen füllten sich mit Thränen; hundert Fragen schwebten auf seiner Zunge, aber er vermochte nichts hervorzu-

bringen, als die mit zitternder Stimme gesprochenen Worte: „o, mein Kind!“

Friederike ließ den Rock in seinen Händen und halb abgewendet von ihm, sagte sie: „Nun, Väterchen, rathe, von wem dies Angebinde kommt?“

„Ei, das Räthsel ist leicht!“ erwiderte Herbst und fuhr sich mit der Hand über die Augen, um die Thränen in seinen grauen Wimpern zu zerdrücken. „Meinst Du, ich hätte es nicht bemerkt, daß trotz meinen freundlichen Bitten, trotz meinen ernstern Ermahnungen, seit Weihnachten jeden Abend das Lämpchen in Deiner Kammer bis tief in die Nacht hinein brannte, so dicht Du auch das Fenster verhängtest, daß ich den Lichtschein nicht bemerken sollte? Deine Gesundheit, Deine lieben Augen hast Du daran gewagt, um Deinem alten Vater ein neues Kleid zu schaffen.“

„Ei, nicht doch! ich bin kerngesund geblieben und meine Augen sind hell und frisch! Nein, nein, lieb' Väterchen! diesmal hast Du falsch gerathen; das Geschenk kommt — von unserm Julius,“ entgegnete Friederike, aber bei den letzten Worten warf sie sich an seine Brust, als ob sie ihr glühend rothes Antlitz dort verbergen wollte.

„Von Julius!“ rief Herbst mit freudigem Erstaunen, und alle seine Gedanken flogen in weite Ferne zu seinem Sohne hinüber. Friederike hatte ihn ja nie belogen, und gerade heute glaubte ihr der arme Vater so gern. — „Von Julius!“ wiederholte er tief bewegt. „Was hast Du für Nachrichten von ihm? Er legte ein Paar freundliche Worte an mich bei? wo sind sie? gieb schnell, Niefchen, gieb schnell!“

Aber schon weniger zuversichtlich als früher, versetzte Friederike: „Er sendete mir vor einiger Zeit das Geld zu Deinem Angebinde und überließ mir die Wahl desselben. Gewiß wird er auch recht bald an Dich schreiben; vielleicht kommt heute noch ein Brief von ihm.“

Diese Hoffnung schon genügte dem liebevollen Vater, dem durch des Sohnes Geschenk so mancher tröstende Gedanke erweckt wurde. Julius, von dessen Leben und Wirken er nun seit mehreren Monden keine zuverlässige Nachricht empfangen, hatte seiner wieder kindlich gedacht; nur durch angestregten, regen Fleiß konnte er die Summe zu einem solchen Geschenke übrig haben; er mußte also zurückgekehrt sein zu einer geordneten Lebensbahn, von welcher er, wie es schien, seit geraumer Zeit abgewichen. So dachte Herbst und nach und nach ging seine Nüßrung in lautere Freude

über und sein gemüthlicher Humor zeigte sich bald in seinem hellstem Farbenshimmer. „Also soll ich mich doch von Dir, Du alter, treuer Kamerad, trennen!“ rief er aus, indem er wehmüthig lächelnd die fadenscheinigen Aermel des abgetragenen Rockes betrachtete. „Wär' ich ein Dichter, ich müßte Dir ein Abschiedslied widmen; doch könnte ich wohl schwerlich mein Gefühl wärmer und inniger ausdrücken, als es mein Lieblingsdichter Liedge gethan hat. Mit seinen Worten will ich von Dir scheiden:

„Ich lern' in Dir, und übe nun an Dir  
Die große Kunst, das Liebste selbst zu missen.“

## 2.

Was Dich auch drückt, mein Herz, er rettet!  
Vertraun zu ihm ist Deine Pflicht.  
Er, der dem Baum ein Lager bettet,  
Der Gott verläßt den Menschen nicht!  
Vertrauen auf Gott. — Liedge.

Der Gottesdienst war beendigt und die Straßen des Städtchens Artenberg wurden belebter durch die heimkehrenden Kirchgänger. Ein junges Mädchen, ihrer Kleidung nach zu urtheilen, zu den höhern Ständen gehörend, ging ganz allein an den Häusern hin. Sie hielt ihr Gesangbuch fest gegen den schwerbeklommenen Busen gedrückt, und die Leichenblässe ihres Gesichts, die Verstörung ihrer edeln Züge, der irre, angstvolle Blick ihrer dunkeln Augen, deuteten darauf hin, daß sie im Gotteempel den innern Frieden nicht gefunden, den sie dort gesucht. Bald hastig, bald langsamer vorwärts schreitend, war sie beinahe bis an das Ende des Städtchens gelangt und sie lenkte jetzt in eine kleine Straße ein. Plötzlich blieb sie stehen, blickte sinnend zu Boden, wie im qualvollen Kampfe mit sich selbst; doch nach wenigen Augenblicken schon erhob sie muthiger ihr Haupt und trat entschlossen in jenes kleine Häuschen, welches Herbst mit seiner Tochter bewohnte. Friederike sprang ihr entgegen mit dem freundlichsten Morgengruße, und umschlang sie zärtlich; doch entsetzt über ihr Aussehen bebte sie auch sogleich wieder zurück und ihre Hand nur noch fest in die ihrigen drückend, sprach sie mit dem Tone der tiefsten Theilnahme: „Um Gotteswillen! Was ist Dir begegnet, liebe Cäcilie? So bleich sah ich Dich noch nie und Deine Augen noch nie so trübe.“

„Ich habe viel geweint diesen Morgen,“ entgegnete Cäcilie, „und komme nun zu Dir, um mein Herz zu erleichtern, das zerspringen will vor Angst und Kummer.“

„Also endlich findet Dein Vertrauen doch den Weg zu mir? Endlich willst Du Dein geheimes Leid ausschütten, das ich schon seit Monden in Deinem Antlitze las?“ versetzte mit freundschaftlichem Vorwurf Friederike. Doch Cäcilie fuhr fort: „Vielleicht thue ich auch heute Unrecht, wenn ich Dir vertraue; denn mein Bekenntniß wird schwer und schmerzlich auch auf Deinem Herzen lasten; aber es muß sein! ehe ich von Dir scheide, sollst Du Alles — Alles wissen!“

Bestürzt zog Friederike die Freundin von der Hausflur durch das Gärtchen in die Rosenlaube, und nachdem sie Beide dort Platz genommen, sank Cäcilie an die Brust der staunenden Freundin und sprach im Ueberwallen eines leidenschaftlichen Gefühls: „Ich liebe, Friederike, — liebe Deinen Bruder Julius.“

Ein freudiger Schrecken durchbebt die gute Schwester bei diesem Geständniß, und beinahe jubelnd brach sie in die Worte aus: „Meinen Julius! O, Du liebe Cäcilie, wie glücklich machst Du mich! Nun kann ich allen bangen Sorgen, die ich um des Bruders willen hegte, ihren Abschied geben; denn wen Du Deiner Liebe für würdig hältst, der muß sie auch verdienen. — Ach, und wie der gute Vater sich freuen wird! Denn sagen muß ich's ihm, sobald er von seinem Spaziergange zurückkommt! Ich könnt's ihm nicht verhehlen, wenn Du's auch verlangtest; denn es ist ja das schönste Angebinde, welches ich ihm heute widmen kann!“

„Ach, daß ich Dir Deine Freude so grausam vernichten muß!“ entgegnete Cäcilie. „Ich liebe ihn, und dennoch bin ich geflohen vor ihm! Meine ganze Seele hängt noch an ihm — und dennoch reißen mich heiligere Pflichten von ihm los! — Höre mich an. Du weißt, daß vor ungefähr drei Jahren, als Du mit Deinem Vater die Residenz verließest, Dein Bruder dort zurückblieb. Er war an meinen Vater dringend empfohlen, welcher ihm als Director eines Gymnasiums nützlich werden konnte, wenn er ihm für irgend ein Lehrfach, dem er gewachsen war, eine Anstellung an seinem Institute gewährte. Mein Vater prüfte seine Kenntnisse, fand seine Erwartungen vollkommen befriedigt und stellte ihn vorläufig in den untern Classen an. Bald gewann er den jungen, fleißigen und gebildeten Mann wirklich lieb, und da er wußte, daß er ganz allein stand in der großen Residenz, so führte er ihn nach einiger Zeit in unsere Familie ein, um ihm in unserm Kreise eine freundliche Theilnahme und Erholung zu bieten. So lernte ich ihn kennen und

fühlte mich bald zu ihm hingezogen. Nach und nach bemerkte ich, daß sein Antlitze bleicher, seine Züge finsterner wurden und sein Auge einen wahrhaft fanatischen Ausdruck annahm; seine Reden wurden dunkler, er gefiel sich in Bergliederung übersinnlicher Begriffe, erfüllte seinen Geist mit phantastischen Bildern, sprach von Visionen und Offenbarungen und mit Erstaunen mußte ich wahrnehmen, daß er sich dem in der Residenz um sich greifenden Mysticismus zugewendet hatte. Auch meinem Vater war die traurige Richtung seines innern Wesens nicht entgangen, er ließ ihm nachforschen und erfuhr, daß er bereits die heimlichen Conventikel der Frömmeler besuche, und nun hielt er es für Pflicht, den jungen Mann ernstlich zu warnen vor der dunkeln, gefährvollen Straße, die er betreten. Julius aber nahm die gutgemeinten Warnungen mit Unwillen auf und rühmte sich, er wandle den Weg des wahren Heils. Wir hatten die gegenseitigen Geständnisse unsrer Liebe bereits ins Geheim gewechselt, deshalb glaubte ich, es würde mir vielleicht leichter gelingen, ihn von seiner Schwärmerei zu heilen; doch auch meinen liebevollen Vorstellungen setzte er seine Erkenntniß des ewigen Heils durch die Offenbarung des Geistes entgegen und beschwor mich leidenschaftlich unter heißen Thränen, mich fest an ihn anzuschließen, mit ihm vereint am neuen Tempel zu bauen und dahin zu streben, ein Abglanz der Gottheit zu werden. Mir graute vor dem düstern Feuer seiner Beschwörung und ich wurde nur noch mehr in meinem Entschlusse bestärkt, seinen Bekehrungsversuchen mit meiner schlichten Vernunft entgegenzutreten. Eines Tages verlangte er dringend, ich sollte den geheimen Versammlungen der Eingeweihten beiwohnen, und nachdem alle meine Versuche, ihn von seiner Irrbahn zurückzuführen, gescheitert waren, hielt ich es für meine Pflicht, ihm den ernstesten Widerstand zu zeigen, und vermied es sorgfältig, mit ihm allein zu sein. So waren beinahe zwei Jahre verflossen; Julius kam seltener in unser Haus, und wenn er kam, betrachtete er mich mit schmerzlichen Blicken, die mir das Herz durchbohrten; aber auch nicht die leiseste Spur einer Milderung seiner fanatischen Geistesrichtung wurde an ihm sichtbar. Da stürmte er eines Tages plötzlich die Treppe herauf, sein sonst so bleiches Antlitze glühte, sein Auge leuchtete hell und frei und athemlos fragte er nach meinem Vater. Ich führte ihn zu ihm, und er bekannte mit den untrüglichen Zeichen der aufrichtigsten Reue seine Verirrung, schwur hoch und theuer jede fernere Ge-

meinschaft mit der Heuchlerbrut ab, wie er jene Secte nannte, bat mit den rührendsten Worten meinen Vater um Verzeihung, daß er seine väterliche Warnung nicht schon längst beherzigt, und gestand ihm seine Liebe zu mir. Mein guter Vater gab ihm hocheifrig Hoffnung auf meinen Besitz, wenn er seine Sinnesänderung bewähre und sich ein Amt erworben, welches unsere Zukunft sicher stelle. Die eigentlichen Ursachen seiner schnellen Bekehrung habe ich nie erfahren; nur so viel konnte ich aus den Andeutungen meines Vaters entnehmen, daß er in die verborgensten Geheimnisse der Frömmeler eingedrungen und Handlungen entdeckt hatte, welche sein sittliches Gefühl auf's Tiefste verletzten. Von jenem Tage an war er gänzlich umgewandelt, offen und heiter, freudig in die Zukunft blickend, mit kühnem Muth und eisernem Fleiße nach dem Ziele ringend, mich sein zu nennen. Ach, nur zu bald entfloß dieser Blüthentraum unserer Liebe! — Kaum waren einige Monate vergangen, so bemerkte ich, daß seine natürliche Heiterkeit sich in eine affectirte, wilde Lustigkeit verwandelte; statt des harmlosen Scherzes sprudelten bittere Sarkasmen über seine Lippen, die zuweilen selbst das Heiligste nicht verschonten; statt der rein sittlichen Lebensanschauung, die er sonst entwickelte, entrollte er jetzt übermüthige, frivole Bilder. Dieser neue Paroxysmus beunruhigte mich fast noch mehr, als sein mystischer Schwindel, und dringend bat ich meinen Vater, sein Augenmerk auf ihn zu richten. Dieser erfuhr bald, daß er alle theologischen Collegia aufgegeben und sich nur noch mit mehreren des Atheismus verdächtigen jungen Männern mit einer neuen, trostlosen Philosophie beschäftige, welche Gott und Unsterblichkeit bezweifle, und die Lehren des Christenglaubens bekämpfe. Mein Vater ist freisinnig, aber kein Freigeist im schlimmen Sinne des Wortes, und ein Feind aller derer, welche die Grundpfeiler der Religion antasten; um so mehr empörte ihn die zweite unselige Verirrung, deren Julius sich schuldig gemacht. Er stellte ihn jetzt noch weit ernster zur Rede, da er sich meines künftigen Glücks wegen besonders dazu verpflichtet fühlte, erhielt aber die kecke Antwort, daß er allerdings das Studium der Theologie gänzlich aufgegeben, indem er eine Religion weder anerkennen, noch Andere lehren könne, deren vornehmste Glaubenssätze nur auf einer mythischen Tradition beruheten und größtentheils mit der reinen Vernunft im offenbarsten Widerspruche ständen. Da er doch einmal ein Brodstudium wählen müsse, so würde er sich der Philologie

widmen, mit Berücksichtigung der von ihm als wahr anerkannten neuern Philosophie. Mit Schrecken erkannte mein Vater, daß der Unglückliche wirklich von einem Extreme zum andern übergesprungen war. Mit der liebevollsten Theilnahme suchte er ihn auch von dieser Verirrung zu heilen; stundenlang ließ er sich mit ihm in Disputationen ein; er drohete ihm, unsere Verbindung aufzulösen; ich selbst erschöpfte mich in Bitten und Flehen — Alles vergebens! Wie er früher in seiner düstern Schwärmerei mich zum Pietismus bekehren wollte, so suchte er mir jetzt mit einer spitzfindigen Beredtsamkeit, welche mir Entsetzen einflößte, meinen Glauben zu entreißen. Da habe ich mich denn zum zweiten Male von ihm zurückgezogen; ich sah ihn nur noch selten und nie allein. Er hatte ein enges Freundschaftsbündniß geschlossen mit einem jungen Manne, Baron von Warren, welcher erst kürzlich aus Frankreich zurückgekehrt war und sich die lockern Sitten der pariser Salons angeeignet hatte. Dieser wurde jetzt sein täglicher Gesellschafter und stürzte ihn in einen Strudel rauschender Vergnügungen. Es war im Januar dieses Jahres, als ein Vorfall in allen gebildeten Circeln der Residenz eine gerechte Entrüstung hervorrief. Eine bejahrte Hofdame, die Tante des Barons von Warren, eine streng pietistische, aber dabei als außerordentlich mildthätig verehrte und bei Hofe sehr geachtete Dame, war auf einem öffentlichen Maskenballe auf eine unverzeihliche Weise prostituirt worden. Man hatte ihre auffallende, fast klösterliche Kleidung täuschend nachgeahmt und sie so treu in allen ihren Bewegungen und Reden copirt, daß sie unter der frivolen Redoutengesellschaft ein Gegenstand des allgemeinen Spottes geworden war. Der Polizei war es nicht gelungen, sich der Maske, welche noch zu rechter Zeit spurlos verschwunden war, zu versichern; doch wurden noch an demselben Abende und in den nächsten Tagen die thätigsten Nachforschungen angestellt. Der Verdacht fiel erst auf den jungen Baron selbst, welcher, wie man wußte, mit seiner Tante in Zwiespalt lebte, weil sie, so oft sie ihn sah, sein gar zu weltliches Leben und Treiben streng rügte. Die Folgen dieses Verdachtes wurden dem jungen Warren durch die auffallend kalte Begegnung, die er bei Hofe fand, bald fühlbar, und kaum hatte er begonnen, dem öffentlichen Gerüchte, welches ihn auf diese Weise verfolgte, zu widersprechen, als auch Zeugen auftraten, welche die Aussage bekräftigten, daß sie die Maske aus einem genau bezeichneten Hause zuerst hätten hervortreten und sich von dort nach dem

Redoutensaale begeben sehen. — Es war Julius Wohnung, welche sie bezeichneten, und Julius erklärte sich jetzt auch ungeschert für den Thäter. Er wurde eingezogen, und gewiß wäre eine schwere Ahndung seines Vergehens erfolgt, wenn jene edle Dame selbst sich nicht mit den dringendsten Bitten für ihn verwendet hätte. Schon am andern Tage wurde er deshalb mit einem scharfen Verweise freigegeben, aber überall, wo er sich blicken ließ, traf ihn die härteste Strafe, die allgemeine Verachtung.“

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Noch eine Rafaelsche Madonna.) Urbino, die Vaterstadt Rafaels besitzt kein Denkmal, nicht einmal eine Inschrift zum Andenken an den großen Maler und die Bewohner der benachbarten Städte spotten deshalb über die von Urbino, welche gar nicht zu wissen scheinen, daß sie die Landsteute eines Mannes sind, den die Bewunderung der ganzen Welt fast vergöttert hat. Das Haus, in welchem Rafael geboren wurde, wo er seine Jugend verbrachte und seine ersten Werke schuf, steht ohne alle Bezeichnung unter den übrigen. Es gehört gegenwärtig ehrlichen Bürgerleuten, welche es den Fremden mit einem unbegreiflichen Phlegma zeigen. Sie thun als sähen sie gar nicht ein, daß man so weit herkommen und so hoch steigen könne (die Stadt Urbino liegt nämlich auf dem Gipfel eines Berges), um ganz bescheidene Zimmer zu sehen, die in den Augen derer, welche sie bewohnen, nichts Merkwürdiges haben. Zu Ende des Besuches aber, wenn man wieder gehen will, fragt die Besizerin des Hauses, ob man auch die Madonna zu sehen wünsche. — „Welche Madonna?“ — „Die, welche Rafael als Kind al fresco in dem Zimmer seiner Mutter malte.“ Man erschrickt bei dem Gedanken, daß man das Haus Rafaels habe verlassen können, ohne den kostbaren Schatz zu sehen, den es besitzt. Die Frau zieht dann an einer Schnur, ein kleiner grüner Vorhang öffnet sich und enthüllt ein ziemlich gut erhaltenes Gemälde, die Jungfrau mit dem Jesuskinde in halber Figur, in einem Rahmen von Gips. Die heilige Lampe der Familie brennt vor diesem Bilde. Bis jetzt war Niemand auf den Gedanken gekommen, dieses Heiligthum zu plündern; es mußte ein Engländer, ein Herr Willis, in Urbino erscheinen, einer jener Reisenden, die eine Sammlung von Fingern und Nasen, welche sie den berühmtesten Statuen abgeschlagen haben, mit nach Hause bringen. Er kaufte das kostbare Frescobild für 60 Zechinen. Der Stadtrath soll darüber erschrocken sein und den Cardinal-Legaten ersucht haben, hier einzuschreiten; aber der Engländer hat sich bis jetzt nicht irre machen lassen. . . Gelingt es, diesmal das Werk Rafaels zu retten, so will man eine Subscription eröffnen, um das Haus des großen Malers für die Stadt anzukaufen.

(Ein Volksfest in Quito.) Die Stiergefächte wer-

den nirgends mit größerm Glanze gefeiert als in Quito in Südamerica. Die sämtlichen Bewohner der Stadt finden sich in dem ungeheuer großen Circus ein und ein Regiment der Garnison beginnt die Festlichkeiten mit Paradeevolutionen, bei denen die Reiter meist Blumen streuen, so daß auf dem Fußboden in Blumen die Figuren nachgebildet werden, welche die verschiedenen Manövers bildeten. Nach dieser Parade wird ein Stier auf den Kampfplatz hineingelassen. Dieser erste ist stets mit einer Schabrake mit Goldfransen bedeckt, auf welcher man die Worte liest: „Es lebe die Constitution. Die Kämpfer, welche den wilden Stieren entgegentreten, zählt man nicht zu Hunderten, sondern zu Tausenden und ein Viertel derselben wenigstens ist maskirt. Der zweite Stier hat keine Schabrake, aber sein ganzer Körper ist mit Gold- und Silbermünzen bedeckt. Diese Geldstücke hat man vorher durchstochen und sie werden mit einem Bindfaden auf die Haut des armen Thieres, das man dabei in einen Nothstall steckt, aufgenähet. Sobald dieses gequälte Thier erscheint, entsteht unter den Kämpfern der größte Wettstreit, denn jeder hofft, ihm, wenn auch kein Goldstück, doch wenigstens einige Silbermünzen abzureißen. Man wählt meist zu dieser Ausschmückung den kräftigsten und wildesten Stier, aber er behält seinen Schmuck selten über zwanzig Minuten. — Diese Stiergefächte dauern mehrere Tage fort, ohne daß die Theilnahme des Volkes nachläßt, und man opfert dabei gewöhnlich sechzig Stiere. — Unter den Kämpfern, erzählt ein neuer Reisender, die ein solcher mit Münzen benähter Stier in den Sand warf, befand sich auch ein Ritter in altrömischer Tracht. Als er stürzte, flog ihm der Helm vom Kopfe und man sah dabei — eine Mönchtonsur. Die Umstehenden, welche stets die Schwachen schützen und den Verwundeten beistehen, warfen schnell einen großen Mantel über diesen tonsurirten Romulus. Es war wirklich ein Mönch und ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß die Geistlichkeit das Recht hat, dem Feste beizuwohnen, nur dürfen die Mönche bei strenger Strafe nicht in ihren Kutten dabei erscheinen. Sie finden sich deshalb theils in Frauenkleidung, theils in türkischem Costüme ein, um sich ebenfalls an einem Schauspiele zu laben, ohne das in Quito Niemand leben kann. — Der mit Münzen behangene Stier stürzt endlich, die Begeisterung hat den höchsten Gipfel erreicht, da plötzlich ändert sich die Scene, die tiefste Stille folgt dieser lärmenden Freude, die Stierkämpfer verlassen ihre Beute und entfernen sich; Einige fallen auf ihre Knie, Andere stehen mit dem Hute in der Hand still da und bekreuzigen sich. In den sämtlichen Logen sieht man dieselbe Bewegung — das Angelus läutete. Ein einziger Glockenton bewirkt diese plötzliche Veränderung und wirft zehntausend Menschen zum Gebete nieder. Gleich nach Vollendung des Gebetes wird dann ein anderer Stier auf den Kampfplatz gelassen, die Betenden springen auf, und der Kampf und der Jubel beginnen von neuem.

(Ein nicht militairischer General.) In dem eben erschienenen „Leben des Vord-Kanzler Eldon“ wird er-

zählt, Dunning, der solicitor general (General-Anwalt) habe einst zu seiner Unterhaltung eine Reise nach Berlin gemacht. Der König, der von der Ankunft des Engländers in Berlin hörte, glaubte nach dem Titel des Fremden schließen zu müssen, daß derselbe General in der englischen Armee sei, lud ihn deshalb zu einer großen Truppenmusterung ein und schickte ihm, als einem ausgezeichneten Fremden, eines seiner vortrefflichsten Pferde. Dieses Pferd riß den General-Anwalt in alle Evolutionen mit hinein, welche ausgeführt wurden; Dunning, nicht eben der beste Reiter, schwebte die ganze Zeit über in Todesangst und gleichwohl mochte er nicht absteigen oder konnte vielmehr nicht absteigen, weil das Pferd auf ihn gar nicht achtete, sondern immer mit den andern lief. Sobald endlich die Revue zu Ende und der „Pseudo-General“ abgestiegen war, legte er sich zu Bett. Am andern Tage trat er seine Rückreise eiligst an und gelobte sich, nie wieder als irgend ein General ins Ausland zu reisen.

(Die Schwarzen und die Löwen.) Pallme in der Beschreibung seiner Reisen in Kordofan schildert unter anderm auch die seltsame Art, wie die Shilluks und andere Volksstämme, welche keine Feuegewehre haben, reißende Thiere und namentlich Löwen zu tödten verstehen. „Sie suchen den Ort aussindig zu machen, wo ein solches Thier seine Mittagsruhe zu halten pflegt. Ist dieser Ort passend gelegen, das heißt unter einem Baume, in dessen Nähe noch andere Bäume stehen, so sind sie ihrer Sache gewiß. Ein Neger begiebt sich etwa vier Stunden vor Mittag an Ort und Stelle und klettert auf einen Baum, demjenigen gegenüber, unter welchem das Thier sein Mittagschläschen zu halten pflegt. In dieser Zeit ist das Thier, ein Löwe z. B., sicherlich auf Beute ausgegangen und mit der größten Gewißheit ist auch zu erwarten, daß er zwischen zehn und elf Uhr, sobald die Hitze drückend wird, zur Siesta zurückkommt. Der Löwe kümmert sich nicht im mindesten um das, was wohl der Mann auf dem Baume zu suchen habe, selbst wenn er ihn dort sitzen sieht, und sein Gegner verhält sich bis um zwölf oder ein Uhr ebenfalls vollkommen ruhig. Er hat einen Sack voll kleiner Steine und einige scharfe Wurfspeie bei sich. Ist nun der Sand am Boden bergestalt heiß geworden, daß selbst die Thiere nicht mehr darauf gehen können, so fängt der Jäger an, den Löwen mit Steinen zu werfen, wobei er immer nach dem Kopfe zielt, und, wie alle Neger, gut trifft. Der stolze König der Thiere achtet auf die drei oder vier ersten Steine nicht im mindesten, er hält es nicht einmal der Mühe werth, aufzustehen; wenn aber die Steine immer dichter fallen, und manche ihn wohl gar in die Augen treffen, so hält er allmählig die Frechheit für zu groß, als daß er sie geduldig ertragen könne. Er erhebt dann als Zeichen der Rache ein furchtbares Gebrüll. Mit einem Sprunge ist er am Fuße des Baumes, auf welchem der Störer seiner Ruhe sitzt, empfängt aber hier einen Wurfspeie in den Leib. Nun wird sein Brüllen noch furchtbarer, obschon die Wunde ihm in dem Augenblicke nicht eben mehr

schmerzt, als der heiße Sand, der seine Füße brennt, und er kehrt wiederum an seinen Ruheplatz zurück. Hier trifft ihn von neuem ein Stein, er wird wüthend, erscheint zum zweiten Male unter dem Baume und wird wiederum durch einen oder zwei Wurfspeie empfangen. Heulend vor Schmerz ergreift er endlich die Flucht, aber der Blutverlust erschöpft bald seine Kräfte und der Jäger, der ihm von dem Baume aus nachsieht, hat in kurzer Zeit die Befriedigung, das königliche Thier als seine Beute todt im glühenden Sande liegen zu sehen.

### Generalcorrespondenz.

Die ersten Scenen des neuen Romans von Eugen Sue spielen bekanntlich in dem „Gasthose zum weißen Falken“ in Möckern bei Leipzig und der Besitzer des Wirthshauses in jenem Dorfe, das bis jetzt nicht so hieß, hat nichts Eiligeres zu thun gehabt, als dasselbe nunmehr umzutauften, um es mit dem Romane in Uebereinstimmung zu bringen. Es heißt nun wirklich „Zum weißen Falken.“ —

In Florenz hat man die Spielsucht der Leute für die Kunst zu benutzen gewußt. Das große Gebäude nämlich, welches die reichste Gemäldesammlung in der Welt enthält, hat in dem inneren Hofe zwischen den achtundzwanzig Säulen eben so viele Nischen, welche bisher leer geblieben sind. Vor zwei Jahren machte Jemand den Vorschlag, eine Subscription zu eröffnen, um in diese Nischen die Statuen der berühmtesten Toskaner zu stellen. Der Vorschlag fand Beifall, man ging ans Werk und Lorenzo der Prachtliebende, Michel Angelo, Galilai und Boccaccio nahmen nach einander die ihnen angewiesenen Ehrenplätze ein. Aber der Eifer im Geldzahlen erkaltete bald und man konnte das Werk nicht fortsetzen. Da ist man denn auf den Gedanken gekommen, der auch Genehmigung erhielt, jährlich vier außerordentliche Tombola oder Lottoziehungen zu halten. Ein Drittel des Einsatzes wird davon unter die Gewinnenden vertheilt und von den beiden andern Dritteln bezahlt man die noch erforderlichen Statuen. Wieder einmal eine Anwendung des Grundsatzes: „Der Zweck heiligt die Mittel.“ —

Die Zeitungen haben berichtet, daß der Generaleinnehmer von Ancona Schulden halber entflohen sei, und die Casse der Mutter Gottes von Loreto mitgenommen habe. Dies hat die römische Regierung veranlaßt, neue Maßregeln zu ergreifen, um die Gegenstände von unschätzbarem Werthe sicherer zu stellen, welche das wunderthätige Bild und die Wunderkapelle seit Jahrhunderten bereichert haben. In diesem Hause der Jungfrau, das bekanntlich nach der Sage durch Engel aus Judäa daher getragen worden sein soll, befinden sich unter anderem der Santo camino, oder der Sims des Kamins, welcher in der Werkstadt des heiligen Josephs in Nazareth stand, und der mit sehr dicken Silberblättern bedeckt ist; das mit Gold und Edelsteinen überladene Gewand der Jungfrau, die Krone des Jesus-Kindes und die seiner Mutter von massivem Golde, reich mit Diamanten besetzt, ein Geschenk Ludwigs XIII. Die innern

Wände waren mit Votivgaben von Gold, Silber und Edelsteinen bedeckt; rund herum standen goldene und silberne Statuen, die Kinder in ihrer natürlichen Größe darstellten, und ebenfalls von Gläubigen geschenkt waren; besonders bemerkte man die Gabe Annas von Oesterreich, einen Engel von massivem Silber, der auf einem Kissen von demselben Metalle das Bild Ludwigs XIV. als Kind darreichte, das genau so schwer war, wie das königliche Kind, als es zur Welt kam. An der Decke war kein Platz mehr zum Aufhängen aller goldenen Lampen. Sonst wurden alle diese Gegenstände zur Bewunderung und Verehrung der Gläubigen ausgestellt; jetzt zeigt man nur noch die Verzierungen des Bildes der Jungfrau, die Krone, die Ohrgehänge, die Perlenhalsbänder und das mit Diamanten besetzte Gewand. In der Kirche, an der Stelle, wo sich gewöhnlich der Hauptaltar befindet, steht das Haus der Jungfrau, umgeben von weißen Marmorwänden, auf denen in erhabener Arbeit verschiedene Episoden aus der heiligen Geschichte dargestellt sind. Die frommen Pilger rutschen auf den Knien um dieses Häuschen herum, und nur mit unendlicher Mühe gelingt es einigen, in dasselbe selbst hineingeführt zu werden. —

In Paris erscheint seit Kurzem eine Zeitung, von der man durchaus nicht sagen kann, daß sie „einem allgemein gefühlten Bedürfnisse“ abhelfe. Die Postmeister nämlich, welche vor dem immer weiteren Umsichgreifen des Dampfes sich fürchten, haben ein Blatt: la Reaction gegründet, das ihre Interessen vertheidigen und gegen das Eisenbahnwesen kämpfen soll. —

In Leipzig giebt jetzt eine Gesellschaft ausgezeichneter Kunstreiter vielbesuchte Vorstellungen, und in einer derselben zog sich ein Pferd auf spähhafte Weise und mit — Geistesgegenwart aus einer Verlegenheit. Die Gesellschaft besitz nämlich zwei kleine Pferdchen, welche unter anderem auch apportiren. Eines dieser Pferdchen sollte einen Gegenstand suchen, fand denselben aber nicht. Es wurde lange herumgetrieben und schien endlich gar nicht mehr zu wissen, was es suchen sollte, um das Verlangen seines Herrn zu befriedigen. Da mit einem Male faßte es einen raschen Entschluß, lief auf einen ganz vorn sitzenden Herrn zu, nahm ihm den Hut vom Kopfe und apportirte denselben. —

Bei dem großen Schießen in Basel sollen 252,000 Schüsse abgeschossen worden sein. —

Die Revue Parisienne will von einem merkwürdigen Prozesse zwischen den Testamentsvollstreckern Thorwaldsens und zwei deutschen Fürsten wissen. Die Sammlungen nämlich, welche der große Künstler dem Museum in Kopenhagen vermacht hat, sollten aus dem Palaste Barberini in Rom, in welchem sie ausgestellt sind, weg an den Ort ihrer Bestimmung gebracht werden, als jene Fürsten dieselben versiegeln ließen, weil Thorwaldsen ihnen mündlich die Erlaubniß gegeben habe, Gipsabgüsse von diesen Werken nehmen zu lassen. Die Testamentsvollstrecker erklärten dagegen, sie wüßten von dieser Erlaubniß nichts,

und da durch die fragliche Operation die Kunstwerke beschädigt oder gar zerstört werden könnten, so klagten sie vor dem Gericht zu Rom und verlangten von demselben, daß es die Siegel abnehmen lasse. Man glaubt indes, das Gericht werde dem Antrage keine Folge leisten. —

In Eßlingen (Württemberg) kommt nächstens die Giftmischerei einer deutschen Kasarge zur Verhandlung. Die A. Allg. Zeitung schreibt hierüber: Denken Sie sich ein hübsches, lebhaftes, äußerst sinnliches Weib, von nicht gemeiner aber außerordentlich guter Geburt, in gute Familie zur Erziehung aufgenommen, mit Naturanlagen begabt, deren Entwicklung aber immer durch den vorherrschenden Charakter der Sinnlichkeit bestimmt wurde, um ihrer Geburt und Erziehung willen mit einem mysteriösen Schein umgeben, welchen ihr leichtfertiger, intriganter Charakter absichtlich zu nähren sucht, von Jugend auf mit Cabalen aller Art beschäftigt, in Intriguen verwickelt, in Liebeshändeln verflochten, vergnügungsfüchtig und eitel, am Ende, um unter die Haube zu kommen, mit einem soliden, ehrlichen, äußerst fleißigen Goldarbeiter verheirathet, mit dem sie im besten Einvernehmen mehrere Jahre, wenigstens dem äußern Anschein nach, glücklich lebt, gegen den sie sich äußerst zärtlich anstellt, wenn ihm auch nicht gerade wie Mad. Lacoste den Bart abnimmt und die Füße wäscht, den sie namentlich in seiner letzten Krankheit sorglich zu pflegen scheint, für den sie zu Aerzten schickt, um durch sie das nöthige Gift gelegentlich zu erhalten, und in den Apotheken Arzneien bereiten läßt, um ihm in den Arzneien selbst, von deren Heilkraft der Verrathene die Genesung hofft, heimtückisch das Kraut des Todes beizubringen. Und da die Lebensgeister des Vergifteten einen langwierigen jugendlichen Widerstand entgegensetzen, verdoppelt und verdreifacht sie die Portionen, und bringt am Ende dem alle Tage mit liebender Theilnahme um sein Befinden Befragten, um schneller zum Ziele zu kommen, unglaubliche Dosen von Arsenik bei, sitzt weinend mit verstellter trauriger Miene an dem Bette des Kranken Satten, seine Pulse belauschend ob sie noch nicht aufhören zu schlagen, den Augen absehend ob sie noch nicht zu brechen beginnen, den Blick auf die blassen Lippen heftend, die sie mit heuchlerischer Liebe küßt, den Sitz des Todes darauf erwartend; und das alles ohne bemerkbare Bewegung, mit kalter Ruhe, nur um sich den eingezogenen fleißigen Mann, den sie an das Todtenlager geführt, den sie mit ruhigen Worten am meisten selbst belobte, vom Hals zu schaffen, weil er sie langweilt. Das ganze Wesen dieser Giftmischerin bietet mit den französischen Verbrecherinnen ähnlicher Art die größte Aehnlichkeit dar. Sie ist ihrem ganzen Charakter, ihrer ganzen Haltung nach den modernen Verbrechern beizuzählen, welche in der Geschichte der menschlichen Vergehungen in der That eine ganz eigene, äußerlich vielleicht von Mad. Kasarge her sich datirende Epoche bilden.